■ Doris Bulach/Juliane Schiel

# Von der Rente zur Rendite

## Nachgedanken zu Sklaverei und Servilität von der Gegenwart bis ins Mittelalter. Ein Gespräch mit Ludolf Kuchenbuch



*Heftherausgeberinnen* (HGG): Vor uns liegen sieben Beiträge für ein Themenheft, das die Verwicklungen des nordalpinen Europa in die Geschichte der Sklaverei diskutiert. Das Gespräch mit dem Mediävisten Ludolf Kuchenbuch möchten wir nun dazu nutzen, gemeinsam über die Ergebnisse der verschiedenen Beiträge nachzudenken und sie gleichzeitig in gegenwärtigen lebensweltlichen und fachwissenschaftlichen Diskussionen zu verorten. Dafür wollen wir in drei Schritten verfahren: Am Anfang steht die Frage nach der Aktualität und Relevanz des Themas: Wozu dieses Thema heute? Was ist es, was uns beim Reden über Sklaverei seit einigen Jahren offenbar wieder stärker beunruhigt und irritiert? Im Anschluss daran werden wir die Befunde aufnehmen, die wir aus den sieben Artikeln herauslesen können, und über die konkreten Erträge des Heftes sprechen, bevor wir das Vorliegende schließlich mit Forschungen und Debatten zu anderen Formen von Unfreiheit vornehmlich des Mittelalters ins Verhältnis setzen und Fragen an künftige Forschungen formulieren. Beginnen wir doch mit dem einflussreichen Buch von Kevin Bales, das 2005 unter dem Titel *Understanding Global Slavery* erschienen ist. Bales hat die gegenwärtige Sklaverei über drei zentrale Schlagwörter charakterisiert: Im Vergleich zu früheren Formen von Sklaverei sei sie heute erstens billiger, zweitens kürzer und drittens überall. Wir möchten unseren Gast Ludolf Kuchenbuch, der sich seit Jahrzehnten mit verschiedenen Formen der Unfreiheit in der sogenannten Vormoderne beschäftigt, gerne fragen: Was treibt Dich persönlich eigentlich an bei der Beschäftigung mit Unfreiheit und Sklaverei und welche Verbindungen ergeben sich für Dich zwischen der Gegenwartsanalyse von Kevin Bales und Deinen Forschungen?

*Ludolf Kuchenbuch* (LK): Ich kann sagen, dass es bei mir eine Dauerempfindlichkeit ist, die mich getrieben hat, und zwar sowohl als deutscher Bürger des 20. und 21. Jahrhunderts als auch als Fachwissenschaftler. Ich bin ein Flüchtlingskind, hochgekommen sozusagen aus schwierigsten Zwangsverhältnissen. Meinen ersten »Neger«, wie es damals hieß, habe ich 1957 in Hamburg kennengelernt. Der sprach allerdings fließend Hamburgisch, was einigermaßen irritierend war für uns, die wir vorher überhaupt keinen Umgang mit Menschen anderer Hautfarbe hatten. Meine politische Sozialisation nahm dann mit dem Auschwitzprozess und meiner Auseinandersetzung mit kollektiver Zwangsarbeit seinen Anfang. Später wurde ich über die Ethnographie Mitglied der »Gesellschaft für bedrohte Völker«. Das alles hat unmittelbar auf mein wissenschaftliches Arbeiten gewirkt. Promoviert habe ich über abhängige Bauern im 9. Jahrhundert, habilitiert über abhängige Bauern im 14. Jahrhundert. Davon ausgehend, habe ich mich dann Feudalismustheorien und der damit verbundenen Servilität gewidmet, und heute hänge ich immer noch in diesen Fragen. Dabei geht es immer wieder darum: Handelt es sich hier um Sklaven oder nicht? Und für mich gilt stets: Identifikationen sind falsch, Relationen sind besser. Der Kern des Problems ist dabei aus meiner

Sicht die moralische Bewertung des Phänomens der Sklaverei. Die hat sich im Laufe meines Lebens grundlegend transformiert. Das europäische Bewusstsein, dem ich angehöre, basierte seit der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs auf Freiheit, Gleichheit, staatlicher Gewaltenteilung und Frieden im nationalen Rahmen, gestützt durch die weltgesellschaftliche Instanz der UNO und den US-Grundgedanken zur Unterentwicklung. Dieser Ausgangspunkt hat sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte total verändert, hin zu einer Form der Selbstkritik Europas, die sich auf die kontraproduktiven Effekte aller Modernisierungsprozesse bezieht. Heute geht es um die Schatten der Modernisierung, das heißt um die Begleitphänomene des Fortschritts, um die Begleitphänomene der Genesis der Freiheit und so weiter. Für die UNO-Charta, also für die Menschenrechte, ist die Frage immer wichtiger geworden: Was ist das eigentlich für ein Anspruch? Wir haben ihn aufgestellt, aber haben wir ihn auch eingelöst? Lösen wir ihn heute ein? Und was haben wir eigentlich, und das wäre dann meine Frage als Historiker, dabei für eine Verantwortung? Konkret heißt das: Wie müssen wir der Ideologie von der Genesis der Freiheit und der Abschaffung der Sklaverei gegenübertreten, die möglicherweise faktisch überhaupt nicht wahr ist?



### Die Sklaverei ist wieder da!

HGG: Ist das nicht genau der Grund, warum die Sklaven zu einem solch irritierenden Sujet geworden sind? Weil unser, das heißt das europäische Selbstverständnis so ins Wanken geraten ist? Die »Trutzburg Europa« als »Wiege der Moderne« mit ihren vermeintlich allgemeingültigen Werten und Idealen hat Risse bekommen. Die Früchte der *Postcolonial Theory* werden langsam auch jenseits des Spezialistentums spürbar. Die Schatten der westlichen Erfolgstrias von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit rücken in den Blick, und zwar nicht nur in der wissenschaftlichen Reflektion, sondern auch in den aktuellen, von den Medien geführten Debatten um die Flüchtlinge von Lampedusa, die Zwangsprostituierten und Drückerkolonnen aus dem Osten oder um Ereignisse wie den Londoner Fall vom vergangenen Jahr, wo drei Frauen über 30 Jahre lang als Haussklavinnen gehalten worden sein sollen. Viele Bilder und Meldungen, die sich in unserem Alltag und vor der eigenen Haustür ereignen, passen nicht zusammen mit dem hübschen Europabild, das wir uns gezimmert haben. Als Historikerinnen ebenso wie als Bürgerinnen unserer Zeit können wir die Augen vor diesen Schattenseiten nicht mehr verschließen. Und dabei spielt das Thema der Sklaverei offenbar eine ganz virulente Rolle.

LK: Ja, und zwar genau deshalb, weil das Wort »Sklaverei« bislang das Zauberwort für seine Abschaffung war und heute zu einem Bedrohungswort der Zukunft geworden ist. In der Öffentlichkeit wird die Sklaverei einerseits als etwas Verwerfliches scharf verurteilt und gleichzeitig gibt es keine Anzeichen dafür, dass sie verschwindet – im Gegenteil. Sie wird, wie Kevin Bales richtig sagt, immer mehr. Das ist eine eigentümliche, paradoxe Situation: Die Moderne verteufelt die Sklaverei und vermehrt sie zugleich.

HGG: Dabei ist es für unsere Diskussion hier allerdings wichtig, zwischen institutioneller und nicht-institutioneller Sklaverei zu unterscheiden. In der Vergangenheit wurden ja gerade die Formen von Unfreiheit, die wir heute als omnipräsent wahrnehmen, gar nicht unter der Überschrift der Sklaverei behandelt, weil Sklaverei rein institutionell gedacht wurde. So definierte die einflussreiche Studie von Orlando Patterson *Slavery and Social Death* Sklaverei über die Rechtsinstitution, wodurch natürlich vor allem die antike und die transatlantische Ausprägung in den Blick rückten. Als Vergleichsmaßstab wirken diese Bilder, die wir von

der antiken und der transatlantischen Sklaverei im Kopf haben, bis heute in öffentlichen und fachwissenschaftlichen Diskussionen fort. Neuere Ansätze der Sklavereiforschung haben jedoch in den letzten Jahren verstärkt auf die Gefahr der Selbstbeschränkung hingewiesen, die irreführende Verzerrungen und die Entstehung blinder Flecken nach sich zieht. Michael Zeuske etwa hat in seinem jüngst erschienenen *Handbuch Geschichte der Sklaverei* betont, dass die Omnipräsenz des Phänomens verschleiert wird, wenn man Sklaverei institutionell denkt. Erst wenn wir jenseits der rechtlich-institutionellen Ebene auf die Praktiken scharf stellen, können wir sehen, mit welcher Wucht die kleinräumigeren und subtileren Formen der Sklaverei in unsere globalisierte Welt zurückkehren und angesichts der steigenden Vernetzung ein bislang unbekanntes Ausmaß erreichen. Es ist der Blick auf die diversen und teils heterogenen Praktiken, der unser Verständnis für das Phänomen der Sklaverei in Wissenschaft und Öffentlichkeit derzeit grundlegend verändert und erweitert. Anstatt die betroffenen Menschen aus rein rechtlicher Perspektive mit Patterson für »sozial tot« (*social death*) zu erklären, rückt die spezifische »Verletzlichkeit« (*vulnerability*) von SklavInnen als Analysekonzept in den Vordergrund.



LK: Ja, die Empfindlichkeit dafür, kleinste alltägliche Maßnahmen für »sklavisch«, für »sklavistisch« zu halten ist relativ hoch. Daran kann man sehen, dass die menschenrechtliche Verfasstheit des modernen Menschen an jeder Stelle wie ein Gewissensbiss funktioniert, dass aber gleichzeitig eine enorme, fast gleichgültige Ohnmacht gegenüber den wirklichen Vorgängen existiert. Das heißt, die Spannung zwischen der Hinnahme einer nochmaligen Kapitalakkumulation am einen Ende der Welt durch Sklaverei und der Aufregung über heimliche Sklaverei in einem bürgerlichen Haushalt ist konstitutiv für unser Dasein. Das müssen wir als HistorikerInnen bekämpfen.

HGG: In der medialen Berichterstattung werden oft große Unterschiede gemacht, ob sich solche Fälle innerhalb oder außerhalb Europas ereignen. In Europa kommt man den unter Zwang beschäftigten Personen gleichzeitig aber selten nahe, da sie über ihre Arbeitsverhältnisse meist schweigen, sicherlich auch aus ihrer durch *vulnerability* geprägten Situation heraus. Vielleicht sollten wir das noch einmal grundsätzlich klären: Was macht eigentlich die spezifische Verletzlichkeit dieser Menschen aus? Was hält Menschen, abgesehen von äußerlichen Zwängen, in diesen unfreien Arbeitsverhältnissen?

LK: Mein Eindruck ist, dass der wesentliche Grund die Armut ist. Das heißt, diese Menschen haben nichts und müssen jeden Zipfel einer Möglichkeit zur Selbsterhaltung als Kind, als Eltern, als Individuum ergreifen, und das machen sich diejenigen zunutze, die sie an die Kette nehmen können. Diese Vorgänge der Versklavung, wenn wir das jetzt mal so nennen, sind vielfach strukturell gewalttätig, sie sind aber oft auch physisch gewalttätig und zwar in dem Sinne, dass Kinder, Frauen, ArbeiterInnen aus ihren Verhältnissen herausgerissen werden – durch Beschuldigungen, durch in ihnen geweckte falsche Hoffnungen, durch Vorausbezahlungen der verschiedensten Art. Dadurch entsteht das, was Patterson dann *social death* genannt hat, sie sind nämlich von allem Bisherigen abgeschnitten. Sie haben keine Absicherungen mehr. Sie sind isoliert, sprachlos gemacht. Einer meiner besten Freunde, der viel in der Welt herumgekommen ist, hat einmal gesagt: »Geh einmal in ein Land, nur einen einzigen Tag, in dem du kein Wort verstehst und dich orientieren musst. Dann weißt du, was Isolation ist. Sonst bist du immer sozial irgendwie abgesichert, aber an diesem Punkt nicht mehr.« So muss man sich dann ArbeiterInnen vorstellen, die herausgerissen werden und kaum ein Wort der vor Ort gesprochenen Sprache verstehen, die in irgendeine Fabrik gejagt

werden und dort zusammen mit Anderen, die möglicherweise noch einmal andere Sprachen sprechen, in einem geschlossen Raum arbeiten sollen, ohne sich untereinander verständigen zu können. Die einzige Hoffnung, die ihnen bleibt, ist, dass sie irgendwann das Geld, das sie an ihre Familien schicken wollen, in die Hand bekommen und dass dieses Geld nicht unterwegs verloren geht oder sie vorher krank werden. Diese Sprachlosigkeit oder Isolierung ist einer der wesentlichen Gründe, warum sich solche Versklavungen überall ereignen können. Es ist die Hilflosigkeit, die sprachlos macht, während des Versklavtseins, aber auch danach. Denn die Menschen, die durch diese Verhältnisse traumatisiert wurden, können häufig gar nicht richtig Auskunft geben über das, was ihnen passiert ist.



HGG: Das kann vielleicht der 2013 mit dem Oscar ausgezeichnete Film *Twelve Years a Slave* von Steve McQueen auch ganz gut illustrieren. In diesem Film wird ein Schwarzer, der im 19. Jahrhundert als freier Mann mit seiner Familie in Nordamerika lebt, von zwei Männern gefangengenommen und in den Süden verkauft, wo er zwölf Jahre als Sklave arbeiten muss. Er besitzt keine Lobby, niemanden, der ihm hilft, er lebt und arbeitet zwangsweise isoliert auf einer Plantage. Hier ist filmisch gut umgesetzt, was diese Verletzlichkeit ausmacht, erst überlebt man noch, um zu leben, dann nur noch, um zu überleben. In dieser Geschichte findet der Protagonist dann nach zwölf Jahren jemanden, der für ihn Partei ergreift und ihn aus dieser Isolation befreit. Dieser Film zeigt dabei, dass das Konzept der *vulnerability* letztlich produktiver ist als das des *social death*, weil es nicht von der totalen Entmachtung und Entsubjektivierung, sondern von den winzigen und besonders prekären Handlungsräumen der SklavInnen ausgeht.

LK: Das Vertrackte besteht meines Erachtens bei diesen Versklavungsprozessen darin, dass die Chance immer mitschwingt, dabei am Ende doch gut wegzukommen. Die Hoffnung (so klein sie auch sein mag), zu Geld zu kommen, aufzusteigen, Erfolg zu haben, aus dem Elend rauszukommen und am Ende durch Tätigkeit, Eigensinn und Eigenständigkeit zu gewinnen, ist der ständige Begleiter dieses Elends. Das ist ja das Fatale. Diese Geschichten kann man als HistorikerIn aus anderen Jahrhunderten genauso erzählen. Es sind keine identischen, aber doch vergleichbare Geschichten.

HGG: Was heißt das nun, für unser Fragen nach vergangenen Formen der Sklaverei? Ist sie einfach wieder da, die Sklaverei?

LK: Das Gefühl vom »Wieder da!« impliziert zunächst einmal einen Appell und sodann eine Frage. Der Appell ist gut, aber für die HistorikerIn ist das Fragezeichen natürlich wichtiger. Und dieses Fragezeichen ist umfassend und erfordert eine enorme Umsetzungsgeduld, die vielen ZeitgenossInnen zu lange dauert. Die Fremdartigkeit früherer Sklavereien und Unfreiheiten ausführlich darzustellen und zu erklären, braucht Geduld und Umständlichkeit. Man kann es nicht mit drei, vier Worten sagen, dann fällt man in Vereinfachungen und falsche Logiken zurück, die auch der Aufklärung unserer ZeitgenossInnen nicht dienen, weil sie dann ihre eigenen Vorurteile in Urteile verwandeln und denken, sie könnten jetzt damit umgehen. Ich finde, dass wir an diesem Punkt vielleicht einmal über das sprechen können, was ihr in Eurem Heft versucht habt. Da ist eine Arbeit gemacht worden, die Verbindungslinien zu dem herstellt, was Kevin Bales als Diagnostiker der Gegenwart konstatiert hat. Wir HistorikerInnen können jetzt also sagen: Okay, wir haben eine Diagnose und wir sind beunruhigt durch diese Diagnose. Wir wollen sie erforschen, stellen Fragen und gehen diese jetzt an. Das heißt, wir HistorikerInnen werden jetzt zu TechnikerInnen und fragen: Wo

sind die Quellen? Welches sind unsere Untersuchungsinstrumente? An dieser Stelle habt ihr mit Eurem Heft eingehakt…

## Der Krieg und der Handel: direkte und indirekte Verwicklungen

HGG: Ja, verändern wir doch jetzt mal die Blickrichtung, indem wir zu unserem zweiten Punkt kommen und als HistorikerInnen danach fragen, wie es in anderen Zeiten um die Sklaverei bestellt war. Da entsteht der Eindruck, dass gerade die zunächst marginal erscheinenden Formen für die drängenden Fragen der Gegenwart am produktivsten sind. Sehen wir uns also einmal jenseits der antik- oder der transatlantisch-institutionellen Sklavereiformen, die beide weiterhin fest ins kollektive Bildgedächtnis eingeschrieben sind, diese vielfältigen, sehr situativ funktionierenden Formen von Unfreiheit anderswo an. In diesem Feld haben die *Mediterranean Studies* in den letzten fünfzehn Jahren enorm viel geleistet und die vielfältigen und reziproken Versklavungspraktiken zwischen Christen und Muslimen beidseitig des Mediterraneums herausgearbeitet.



LK: Dazu muss man natürlich auch sagen, dass die Überlieferung für den mediterranen Raum, verglichen mit anderen, hervorragend ist.

HGG: Auf jeden Fall. Jedenfalls hat diese Forschung dazu beigetragen, unsere bisherigen Vorstellungen von Sklaverei ein Stück weit zurechtzurücken. Die vielfältigen Praktiken im Mediterraneum, aber auch in Asien und Afrika, werden nicht länger als vermeintlich milde Formen oder als Pseudosklaverei abgetan. Vielmehr hat sich die transatlantische Sklaverei im diachronen und transkulturellen Vergleich zunehmend als eine extreme Sonderform erwiesen. Mit dem Fokus auf die nicht-institutionellen Praktiken merken wir plötzlich, wie situativ das funktioniert, und dabei wird der Bezug zu Fragen und Problemen der Gegenwart besonders augenscheinlich. Doch auch, wenn die mediterrane Sklavereiforschung zu dieser Perspektivverschiebung Wesentliches beigetragen hat, so ist der nordalpine Raum Europas auch für diese ForscherInnen weiterhin der blinde Fleck geblieben. Es wird weiterhin gemeinhin angenommen, dass das Versklaven jenseits der Alpen etwa um 1000 aufhörte. Dabei gab es aber zu jeder Zeit rege Handelsbeziehungen über die Alpen. Warum sollte ausgerechnet der Handel mit Sklaven vor ihnen halt machen? War das wirklich so? Hier genau haben wir mit unserem Heft eingesetzt. Dabei erwies es sich zunächst als ungemein schwierig, arrivierte HistorikerInnen zu finden, die die Überlieferung zu dieser Frage überblicken und an solchen Fragestellungen interessiert sind. Nicht zuletzt deshalb haben wir in diesem Heft mehrheitlich junge NachwuchsforscherInnen versammelt, die gerade im Begriff stehen, ein neues Feld zu besetzen. Klaus Weber ist einer der ganz wenigen etablierten ForscherInnen im deutschsprachigen Raum, der diesen Fragen nach nordalpinen Bezügen zur Sklaverei und der Vernetzung zwischen dem sogenannten Kerneuropa und dem atlantischen Sklavenhandel schon eine Weile nachgeht. Ansonsten sind es fast durchgängig DoktorandInnen oder frisch Promovierte. Sie lesen die (im Gegensatz zum mediterranen Raum) sehr spärlich gesäten Belege jetzt auf und arbeiten vor allem viele indirekte Verwicklungen in vormoderne Versklavungspraktiken heraus.

LK: Ja, das ist einer der Punkte, der mich bei der Lektüre aller Beiträge fasziniert hat: die Frage nach den direkten und den indirekten Verwicklungen. Das sollten wir vielleicht jetzt an den konkreten Fällen ein bisschen diskutieren. Vorher möchte ich allerdings doch noch zwei grundsätzliche Bemerkungen machen: Zum einen habe ich den Eindruck, dass alle

Studien Euren Anfangsverdacht insofern bestätigen, als Sklave-Sein, die Ver-Sklavung oder die Ent-Sklavung ein integraler Bestandteil der nordalpinen Gesellschaften gewesen zu sein scheint. Zum anderen wurde mir klar, dass das Sklave-Sein in den Fällen, die ihr zusammengestellt habt, kein Dauerstatus im strengen Sinne war, sondern stets ein Vorgang, ein Prozess. An dem Beitrag von Manja Quakatz kann man das wunderbar sehen: Da wird erst mal jemand zum Gefangenen gemacht und dann dauert es eine ganze Weile und es muss noch so allerlei passieren, bis er endlich Sklave ist, und dann geschieht noch einmal allerlei, bis er schließlich wieder frei kommt. Man merkt hier, wie diese Vorgänge der Ver-Sklavung und der Ent-Sklavung ineinandergreifen. Von der Kriegsgefangenschaft über die Zwangsdienste auf einem Schiff bis zum Dienen in Haushalten: Das sind jeweils ganz verschiedene Situationen, mit denen diese Leute zurechtkommen mussten. Betrachtet man die Befunde, die in diesem Heft zusammengekommen sind, nun im Detail, dann kreisen sie im Wesentlichen um zwei Elemente, die jeweils im Spiel sein können, aber nicht müssen: um den Krieg und um den Handel. Was den Krieg betrifft, so geht es hier verblüffenderweise nicht nur um den Krieg am Rande, sondern auch, und das ist mir sehr wichtig, um den inneren Krieg. Es geht auch nicht nur um den großen Krieg, sondern ebenso um den kleinen, das heißt nicht nur Muslime gegen Christen, sondern beispielsweise auch, wie der Beitrag von Joachim Östlund vorführt, Schweden gegen Dänen. Da wurde ordentlich gefangen genommen, auch wenn es zum Teil andere Ziele waren, die dabei eine Rolle spielten. In Eurem Heft geht also um europäische Kriegsgeschichte, die ja das Phänomen der Gefangennahme und der Lösegeldproblematik kennt, die aber bislang nicht in die Sklavereithematik eingeordnet wurde. Das ist ein Verdienst Eures Heftes.

HGG: Der Verkauf schwedischer Kriegsgefangener durch Dänen zeigt aber auch, dass die Verhandlungen geheim gehalten wurden und sich alle Beteiligten bewusst waren, dass sie gegen Gesetze verstießen. Diese Kriegsgefangenen wurden irgendwo interniert, dann verkauft und schließlich auf Galeeren eingesetzt, wo sie weiterhin vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen blieben, sichtbar nur für die beteiligten Truppen und Kriegsgegner. Dass Christen prinzipiell keine anderen Christen versklaven durften, war im öffentlichen Bewusstsein seit dem Mittelalter klar verankert. Diese innere Kriegssklaverei fand deshalb am Rande der Gesellschaft – oder sagen wir besser: am Rande der Öffentlichkeit – statt. Ganz anders als beispielsweise die »HofmohrInnen« und die »HoftürkInnen«, die an den großen Herrscherhöfen immer auch als Prestigeobjekte eingesetzt waren und zu besonderen Anlässen der Öffentlichkeit vorgeführt wurden, wie wir das im Beitrag von Manja Quakatz sehen können.

LK: Ja, wahrscheinlich wussten die NordeuropäerInnen in den großen Städten, dass es diese Menschen gab. Wahrscheinlich wusste man, dass die reichen Kaufleute und Fürsten solche Leute bei sich hatten.

HGG: Auch in den großen Städten wie Amsterdam waren SklavInnen in der Frühen Neuzeit ja – wie Dienke Hondius mit ihren Karten vorführt – vereinzelt im Stadtbild präsent, obwohl es eigentlich, wie wir von Karwan Fatah-Black und Matthias van Rossum lernen, verboten war, sie aus den Kolonien mitzubringen. Allgemein akzeptiert (und dementsprechend öffentlich sichtbar) war außerdem auch schon im Mittelalter die Versklavung andersgläubiger Kriegsgefangener. Zwischen Christen und Muslimen waren die Dinge klar geregelt: Gefangene mit hohem sozialen oder ökonomischen Kapital wurden zu einem wertvollen Gut und Gegenstand wechselseitiger Lösegeld- und Freikaufsverhandlungen. Wenn jemand aber

keine Lobby besaß, dann hatte er/sie keine Chance, dann wurde er/sie vom Kriegsgefangenen zur SklavIn und einfach weiterverkauft.

LK: Dafür gibt es aus dem Mittelmeerraum ja unglaublich viele Quellen und enorme Bestände: Korrespondenzen über Freikaufsgeschichten, Instanzen, Sklavenkassen, all das ist ja dort völlig da. Im Gegensatz dazu scheint die Ostsee dabei nicht so richtig präsent zu sein. Vielleicht noch eine Forschungslücke. Wenn das Mittelmeer und auch ein Teil der Atlantikküste für diese Geschichten offenbar klassisch war, warum fand so etwas auf der Ostsee nicht statt oder weiß man darüber nur nichts? Gab es beispielsweise klassische Piratenbestände in der Ost- und Nordsee, wie Störtebeker oder kleine Schifffahrtsgesellschaften, die vom Raub und Lösegeld lebten? Darüber habe ich bei euch nichts gelesen.



HGG: Wahrscheinlich sind die Beiträge, die wir hier vorliegen haben, ein erster Schritt. Im besten Fall sensibilisieren sie für andere Räume und für die Frage, wo Unfreiheit noch stattgefunden hat. Gerade der Beitrag von Joachim Östlund ist dafür ein gutes Beispiel: War das jetzt klassische Kriegsgefangenschaft zwischen zwei frühneuzeitlichen Staaten oder gab es dazwischen auch irgendwo Piraten? Bislang liegt der Fokus der Piraterieforschung für den Nord- und Ostseeraum jedenfalls darauf, wie die Piraten den Handel und die Wirtschaft störten, während Fragen danach, was für andere soziale Prozesse im Zusammenhang mit Piraterie stattfanden, weitgehend außen vor bleiben.

LK: Hier wäre die Frage interessant, ob Überfall und Menschenraub nicht vielleicht viel lukrativer waren als die Schädigung des Handels. Das finden wir ja im mediterranen Raum der Vormoderne zuhauf…

HGG: … oder heute vor der ostafrikanischen Küste. Heute stellen wir uns bei den Piratenüberfällen vor Afrika ganz ähnliche Fragen: Geht es hier darum, Schiffe auszurauben und den Handel zu stören oder geht es darum, Menschen zu rauben, für die man hohe Lösegeldsummen fordern kann?

LK: Und noch etwas ist wichtig beim Thema Krieg: Bisher haben wir, abgesehen von den Beiträgen von Undine Ott und Manja Quakatz, letztlich mit den Küsten operiert. Aber die Frage nach Kriegsgefangenensklaverei ist auch eine Frage der binnenländischen Gewaltlogik. In diesem Zusammenhang würde ich gern auf die Frage nach der Fehde und ihrer Nahbeziehung zum »großen«, zum »richtigen« Krieg kommen. In den späten Feudalreichen spielt neben den Verwüstungen der Produktionsgrundlagen des Gegners, der Verwüstung von Dörfern, dem Wegtreiben des Viehs und der Brandstiftung die Jagd nach lösegeldträchtigen Leuten eine wesentliche Rolle. Damit eng verbunden ist die Landsknechtfrage.

HGG: Kannst du das genauer erläutern?

LK: Die Frage ist auch bei binnenländischen Fehden (ähnlich wie in der Untersuchung von Joachim Östlund), was man mit den Kriegern macht, wenn man in einem Scharmützel so und so viele Leute gefangen genommen hat. Bringt man sie um, ernährt man sie oder schafft man sie anderswo hin? Lösegeldverhandlungen sind mir in diesen Auseinandersetzungen nicht bekannt. Aber ich weiß, dass diese Landsknechte, sofern sie gekaufte Söldner waren, häufig sagten: »Okay, jetzt haben wir einen anderen Herrn, dann kämpfen wir jetzt auf der anderen Seite, weil wir da Sold bekommen.« Denken wir nur an den 30jährigen Krieg. Auch

hier gab es, wenn man so möchte, Kriegssklaven, das heißt Zwangsrekrutierte, die gezwungen wurden, im Krieg Soldat zu sein. Der Fall der hessischen Soldaten ist ja nur deshalb so bekannt, weil sie exportiert wurden, aber natürlich gab es unzählige solcher Fälle, wo im Zuge der Zwangsrekrutierungen aufseiten der Bauern, bei denen rekrutiert wurde, der Eindruck entstand – ich gehe jetzt einfach mal so weit –, dass hier ihr Familienhaupt versklavt wurde.

HGG: Vielleicht sind wir damit wieder bei der Frage nach der spezifischen *vulnerability* dieser Söldner, die sich selbst verdingen. Auch sie waren oft schon in einer Situation, wo ihnen kein anderer Ausweg mehr blieb, als zu unterschreiben.



LK: Richtig. Allerdings hatten die Söldner im Gegensatz zu vielen Zwangsrekrutierten bereits ein Handwerk. Sie waren Kriegs-Handwerker. Ich meine jedenfalls, dass es für künftige Forschungen nötig sein wird, ausgehend von der Fehde, der Zwangsrekrutierung und den kleinen Kriegen den Blick für diese Grenzbereiche der Sklaverei zu erweitern. Bisher haben wir eher die großen Kriege im Auge gehabt. Dabei ist deutlich geworden, dass der Übergang vom Kriegsgefangenendasein zu einer Versklavung ganz verschiedene Richtungen nehmen konnte. Das zeigt sich sehr schön bei Manja Quakatz, die so dicht an den Quellen erzählt. Hier geht es mal in den höfischen Haushalt, mal aufs Feld, mal zurück in den Krieg und mal in die Freilassung. Vier Möglichkeiten der zwangsmäßigen Umorientierung des Lebens, die sich im Versklavungsmoment nach der Gefangenschaft eröffnen. Forschungsstrategisch scheint mir deshalb die Versklavung als Schaltstelle, als Kippmoment ein ganz wichtiger Punkt zu sein. Dort, wo Menschen als *captivi* (im Mittelalter sind das die *mancipia*) in die Gewalt eines Anderen gelangen, stehen wir vor so einem Kippmoment, zu dem viele Wege hinführen können, vor allem aber auch viele Wege heraus.

HGG: Das führt uns zu den Möglichkeiten für versklavte Personen, sich aus diesem Zustand wie auch immer wieder zu befreien. Dazu hat Undine Ott ein schönes Beispiel von einem Araber, der im 12. Jahrhundert in Ungarn lebte und dort offensichtlich eine Sklavin auf dem Markt kaufte, mit der er dann auch lebte und Kinder hatte. Als er in seine Heimat zurückkehren wollte, überlegte er, ob er sie mitnehmen könne, entschied sich dann aber dagegen, weil seine Frauen zuhause sicher etwas dagegen hätten, und ließ sie frei.

LK: Ja, an dieser (wenn auch zwangsweise eingegangenen) persönlichen Beziehung wie auch an anderen Situationen der frühneuzeitlichen kriegerischen *captatio* wird etwas klar, was für mich im Vergleich zu den mittelalterlichen Verhältnissen von ausschlaggebender Bedeutung ist: Das Sklavenverhältnis ist in Eurem Heft ein unilineares, nicht-reziprokes Herr-Sklave-Verhältnis. Das heißt, es gibt nur einen Herrn und einen Sklaven. Der Sklave ist im römisch-rechtlichen Sinne selber durch die Ein-Herrn-Beziehung definiert. Das passt übrigens auch zu Kevin Bales, der bei der heutigen Sklaverei die Tatsache für entscheidend hält, dass es einen Herrn, Besitzer oder Eigentümer gibt, der dieses Gewaltenverhältnis allein ausübt und dass der Sklave allein um seinen Spielraum kämpfen muss. Halten wir das hier mal fest. Sklaverei ist bei Euch eine unilineare Beziehung: ein Herr, ein Sklave. Auch wenn es natürlich schwierig ist, dies eine persönliche Beziehung zu nennen, weil der Sklave ja immer die Tendenz hat, zu einer Sache, zu einer Verfügbarkeit zu werden.

HGG: Aber muss man da nicht trennen zwischen einer »privaten« Herr-Sklave-Beziehung und einer (wie im Fall von Quakatz oder Östlund) »herrschaftlichen« zwischen beispielsweise einem Kaiser, König oder Heerführer und den Sklaven?

LK: Das ist genau mein Punkt. Der neuzeitliche Krieg ist ja ein anderer als der mittelalterliche. Er ist der Krieg der Fürsten, der Länder. Das ist ein Krieg mit Heeren. Die mittelalterlichen Ausscheidungskämpfe finden unter ganz anderen Formen statt. Nehmen wir mal die Verstaatlichung der Sklaverei bei Joachim Östlund: Staatssklaven sind das natürlich nicht, weil es da ja immer um das möglichst baldige Loswerden dieser Leute geht, die zum Teil verhungert sind. Dann wurde wieder verhandelt, weil wieder viele verhungert sind, und so weiter. Man wollte die Männer loswerden. Das zeigt sich auch in den von Manja Quakatz geschilderten Fällen. Bloß loswerden, diese Leute. Und wenn man das dann noch mit hohen Lösegeldzahlungen verbinden kann, umso besser. Und doch ist die Frage der Verstaatlichung hier eine ganz entscheidende, denn der Moment der Versklavung wird im Rahmen des Kriegsrechts (d. h. im Rahmen des *ius gentium*, nicht des *ius naturale*) zu einem Rechtsakt. Der Souverän, und nur er allein, entscheidet über die Versklavung. Deshalb liegt hier aus meiner Sicht, auch wenn es viele sind, eine Ein-Herrn-Beziehung zum Fürsten oder zum Souverän vor. Das ist grundlegend anders als im Mittelalter.



HGG: Wobei die Souveräne natürlich nur indirekt mit den zu versklavenden Kriegsgefangenen in Kontakt treten.

LK: Macht nichts. Trotzdem landet die Sache beim Souverän. Er ist derjenige, der die Zustimmung gibt. Wobei mich auch hier wieder interessieren würde: Was ist jetzt, wenn das ein Heerführer macht, ein Wallenstein oder so einer.

HGG: Das zeigt sich ja an den Beispielen von Manja Quakatz sehr gut, wie sich die Dinge auf der Ebene der kaiserlichen Amtsträger, die zwischen den Herrschenden und den Gefangenen stehen, verselbständigen konnten und wie mit den gefangenen Personen dann teilweise sehr willkürlich umgegangen wurde.

LK: Damit bestätigt sich allerdings mein Grundgedanke, dass es doch eine unilineare Situation war, auch wenn sie hier untergliedert wurde und in der praktischen Umsetzung dann zur Beteiligung Vieler führte. Es gab keinen zweiten Fürsten, es gab keinen Kirchenherren, der den gleichen Anspruch an diese versklavten Menschen gestellt hätte. Der Rechtsanspruch war exklusiv. Das meine ich.

HGG: Du meinst, im Unterschied zu den mittelalterlichen Menschen, die stets vielen Herren zu dienen hatten? Stichwort Lehenspyramide usw.?

LK: Ja. Dazu kommen wir noch.

HGG: Gut. Dann lass uns doch jetzt mal über den zweiten Aspekt sprechen, den Du aufgeworfen hast: den Handel.

LK: Mein Eindruck ist, dass die direkte Nutzung von gekauften SklavInnen in inländischen Haushalten in Eurem Untersuchungsraum eher ein marginales Statuszeichen als ein ökonomischer Faktor war. Gleichzeitig gehörte es mental aber zum gesamten System dazu. Und

genau da wird dann für mich der Beitrag von Klaus Weber so wichtig, weil Weber alle indirekten Formen, die zur Plantagensklaverei *outremer* führen, aus dem Handel ableiten kann. Bei ihm steht die gute SklavIn in einem Augsburger Patrizierhaushalt als sichtbarer Beweis für eine lange, sonst unsichtbare Verbindung zwischen dem Profit, den die Produktion der protoindustriellen Leinenbauern in Oberdeutschland abwirft, und den SklavInnen in Afrika, die diese Leinentücher am Körper tragen. Weber stellt wunderbare Fernbeziehungen her und kann das auch historisch toll gliedern: den Binnenschiffen aus Oberdeutschland nach, an die holländische beziehungsweise an die Nordseeküste usw. Das heißt, wir haben hier eine Form der indirekten Beteiligung nicht-wissender Europäer am Sklavengeschäft.



HGG: Gleichzeitig zeigt Weber aber auch an einzelnen Beispielen, etwa an dem Beispiel aus Hirschberg, dass selbst die Produzenten wussten, was mit ihrem Leinen passierte.

LK: Ach ja, richtig.

HGG: Es ist wahrscheinlich ein ähnliches Bewusstsein wie unser heutiges Wissen darum, wo unsere T-Shirts herkommen. Eigentlich weiß man es, aber wenn man eines kauft, denkt man schon wieder nicht mehr darüber nach. Letztlich bleibt das Wissen aber für die meisten viel zu unkonkret.

LK: Womit wir beim Impliziten wären. Bei der Kriegssklaverei war alles relativ explizit. Jetzt sind wir beim Impliziten. Wir haben die expliziten HaushaltssklavInnen in den Patrizierhaushalten, das sind aber nur wenige. Das zeigen die Hamburger Fälle von Magnus Ressel ja sehr klar. Methodisch toll gemacht übrigens. Ich wusste gar nicht, dass es da so tolle Quellen und Datenbanken gibt, über die die Schiffe teils mit ihrer Besatzung greifbar werden. Wenn ich da an die Überlieferung aus dem 12. Jahrhundert denke … Auf jeden Fall sind wir damit bei den indirekten Verwicklungen angelangt, was für unsere Frage nach der Relevanz als ZeitgenossInnen von heute enorm wichtig ist: Hier sieht man, wie NormalbürgerInnen in einem System von etwas profitieren. Zu einem solchen System gehören nach Claude Meillassoux' *Anthropologie de l'esclavage* vier Gesellschaften, die sich anhand von Webers Beitrag folgendermaßen identifizieren lassen: zunächst die Produktionsgesellschaft in Überlingen auf dem Dorf, dann die kleine stadtgesellschaftliche oder handelskapitalistische Clique in Augsburg, dann die Schifffahrt vom Norden in den Süden und dann die Verbraucher irgendwo in Afrika. Dieses Ineinandergreifen von vier Gesellschaften im Fernhandelssystem zeigt, wie fatal die Frage nach der Verantwortung und dem Wissen um die Verhältnisse ist, die am Ende der Systemkette in eine Radikalisierung des Elends führen. Dann sagt sich jeder: »Ja, das ist furchtbar!« Wir HistorikerInnen finden das ja auch irgendwie entsetzlich, wenn wir solchen Sachen begegnen. Aber können wir die Weber in Überlingen jetzt dafür verantwortlich machen?

HGG: Gute Frage… Obwohl diese enge Verwobenheit zwischen der Produktion, dem Handel und der Versklavung von Menschen besteht, liegen damals wie heute so viele Schritte zwischen den Menschen, die Kleider produzieren, und denen, die sie tragen. Durch die große räumliche Distanz und den Zwischenhandel erscheinen die Zusammenhänge zwischen Herkunft und Ziel oft verschleiert.

LK: Genau deshalb habe ich das auch so auf den Tisch gelegt. Ich bin nämlich der Meinung, dass Euer Heft auch gegenwartsgeleitete Leseinteressen bedient. Eure Leserschaft überbrückt

bei der Lektüre der Beiträge viele Zeiten, um dann festzustellen, dass die hiesige Situation zwar ähnlich, aber eben nicht identisch ist. Die Befunde sind genetisch wichtig, weil das damals passiert ist und sich wiederholt hat. Unsere Meldungen heute sind keine Einzelfälle, sondern haben eine lange Geschichte. Klaus Weber erzählt uns einen Ausschnitt dieser langen Geschichte, die er natürlich auch noch weiter hätte erzählen können, bis er dann irgendwann bei uns hier herausgekommen wäre.

HGG: Ja, und neben der genetischen Bedeutung der Beiträge wird man sensibilisiert: als ZeitgenossIn in Bezug auf gegenwärtige verwandte Problemlagen und als HistorikerIn hinsichtlich verwandter Fragestellungen in der Vergangenheit. Damit kommen wir nun zum dritten Teil unseres Gesprächs, in dem wir versuchen wollen, ausgehend von den Befunden dieses Heftes, nach Verknüpfungen zu anderen Forschungen zu fragen, die zeitlich noch weiter zurückreichen. Mit dem Beitrag von Undine Ott haben wir zwar schon einen mediävistischen Beitrag, der, vom nordalpinen Raum ausgehend, den Blick nach Osten richtet und dort im Übergang von Osteuropa nach Zentralasien ganz neue Bezüge zur Sklavereithematik herstellt. Was aber mittelalterliche Unfreiheit im nordalpinen Westeuropa betrifft, so sitzt hier natürlich der Spezialist bei uns am Tisch. Ludolf, wie lassen sich die Befunde des Heftes mit Erkenntnissen verknüpfen und produktiv weiterdenken, die wir aus der mediävistischen Leibeigenschafts- und Feudalismusforschung kennen?



## Von der Rente zur Rendite

LK: Also die Studie von Undine Ott ist deshalb interessant, weil sie Verhältnisse aufrollt, die man als Mediävist eigentlich als gentil einordnen würde, also als ungleichzeitig zum Spätmittelalter. Nun thematisiert sie das 9. bis 13. Jahrhundert, aber selbst die Belege, die sie für das 13. Jahrhundert zusammenstellt, wirken auf mich irgendwie frühmittelalterlich. Hier geht es um Raub, Kauf und intergentile Beziehungen vor Ort, also um das, was im frühen Mittelalter gang und gäbe war. Bis in die Ottonenzeit hinein wurden Leute von bestimmten Gegenden im Kontext von Kriegen geraubt und dann woanders hin gehandelt oder anderswo angesiedelt. Diese Menschen wurden unterjocht und dann aus ihrer Lebenswelt herausgerissen. Aber was bedeutete es nun, wenn die Verbliebenen später lediglich einmal im Jahr Tribut zu zahlen hatten? Dann ist das doch nicht so furchtbar viel. Diese Vorgänge finden sich vom 7. bis zum 13. Jahrhundert in allen Bereichen. Gleichzeitig gab es in den weniger oder später christianisierten Räumen, insbesondere beispielsweise in Skandinavien, parallel dazu die Haushalts- oder Hofsklaverei, das heißt die kleinformatige Sklaverei, die Michael Zeuske in seinem *Handbuch Geschichte der Sklaverei* Clan-Sklaverei nennt und die an den Rändern Europas erst ganz allmählich verschwindet. Dazu gibt es tolle neuere Arbeiten über Norwegen, Schweden oder auch England. Laut *Domesday Book*, einem englischen Grundbuch, gab am Ende des 11. Jahrhunderts immerhin noch acht Prozent *servi*. Diese *servi* waren zwar kein richtiges Eigengut, das heißt man kann sie nicht zu den Sachsklaven zählen. Sie hatten Namen, Familie, ein bisschen Sachbesitz, vielleicht auch einen Hof und bestimmte Rechte. Sie waren aber auch keine Fellachen, das heißt sie hatten keine Ackerstelle. Deshalb ist die Ergänzung von Undine Ott essentiell, denn sie zeigt, dass die Prozesse der Versklavung auch unter Gesetzen der frühmittelalterlichen Auseinandersetzung um Machträume viel länger in Gang waren als üblicherweise angenommen. Vor allem wird die alte Vorstellung, dass das alles eine Art Grenzsklaverei sei, korrigiert: Es fand unter den eigenen Leuten statt. Auch in Frankreich oder in Hessen kam im 7. bis 9. Jahrhundert der Sklave von nebenan. Das waren nicht alles Leute von außerhalb. Natürlich gab es auch den Durchgangssklaven-

handel vom Osten in den Süden bis zum 10., 11. Jahrhundert, aber in der gleichen Zeit gab es die Sklaverei nebenan. Undine Ott liefert damit eine Art *missing link*, und zwar räumlich wie auch wissenschaftsgeschichtlich zum Mittelalter.

HGG: Können wir das noch einmal genauer fassen? Letztlich gehören diejenigen, die sich mit Leibeigenschaft und Feudalismus beschäftigen, und diejenigen, die zur Sklaverei in der Vormoderne forschen, zwei unterschiedlichen Wissenschaftscommunities an. Im Frühjahr 2013 hat das wirtschaftsgeschichtlich ausgerichtete Datini-Institut in Prato (Italien) im Rahmen eines internationalen Kongresses zu *Schiavitù e servaggio* (»Serfdom and Slavery«) versucht, diese beiden Forschungszweige zusammenzuführen. Auch einige unserer AutorInnen waren übrigens dort. Während dieser Tagung wurde sehr klar, dass die beiden Wissenschaftscommunities gar nicht ohne weiteres zu einer gemeinsamen Sprache finden, weil jede für sich ihre eigenen Terminologien und Referenzräume besitzt. Wo siehst Du die produktiven Zwischenräume für den Dialog dieser beiden Forschungsrichtungen?



LK: Ich sehe die produktiven Zwischenräume in dem gemeinsamen Blick hinter die Fahnenwörter von »Feudalismus« und »Sklaverei«. Ich persönlich bemühe mich, auf diese beiden Ausgangsbegriffe zu verzichten und stattdessen die Bestimmungselemente und Beziehungsformen zu untersuchen bzw. den herrschaftssprachlichen Raum zu rekonstruieren.

HGG: Das heißt, es geht Dir um eine praxeologische Herangehensweise? Aber kommt man denn, provokant zurückgefragt, wirklich ohne diese Fahnenwörter aus? Auch in unserem Gespräch fallen Begriffe wie SklavIn, Sklaverei, Unfreiheit ja immer wieder …

LK: Sollen sie auch. Mir geht es hier um eine methodische Pause. Diese methodische Pause lässt sich auch damit begründen, dass die Entscheidung, etwas »Sklave« oder *servus* bzw. »leibeigen« oder »eigen« oder wie auch immer »abhängig« und »unfrei« zu nennen, eine begriffliche Entscheidung ist, über die sich das Phänomen in seinem historischen Wandel nicht erfassen lässt. Das heißt, man kann jemanden zu einem Leibeigenen erklären, der an den Boden gebunden leben muss. Ein Anderer nennt jemanden leibeigen, der als persönlich Abhängiger seinem Herrn jährlich einen Zins bezahlt, ein Rauchhuhn zum Beispiel. Man kann aber auch jemanden leibeigen nennen, der in einem anderen Territorium wohnt, aber zu den persönlichen Abhängigen gehört, oder jemanden, der nicht auswärts heiraten darf usf. Das Wort »Sklave« steht bis zum 15. Jahrhundert für diese Verhältnisse nicht zur Verfügung. Das ist erst im 18. Jahrhundert der Fall, wenn jemand je nach Region und Fürst entweder »Sklave« oder »Leibeigener« genannt werden kann. Dort hängt es dann von der regionalen Semantik ab und davon, wer darüber spricht – ein Aufklärer oder wer auch immer.

HGG: Das heißt, Du gehst von den Quellenbezeichnungen und der Quellensprache aus.

LK: Ja. Ich verlasse die Begriffsebene – und das ist dann meine praxeologische Wendung – und halte mich an den Sprachgebrauch. Das ist mein eigentlicher Punkt. Das ist sehr aufwändig, aber auch sehr ertragreich. Das fehlt mir in Eurem Heft. Die quellensprachlichen Besonderheiten jedes Falls sind kein integraler Bestandteil der verschiedenen Studien. Bei Euch werden Sachzusammenhänge oder Denkrepräsentationen erörtert. Diese Zusammenhänge werden von Euren AutorInnen auf der Ebene des Ideologischen mit Vorsicht behandelt und darunter geht es im Wesentlichen um die Sache. Für mich gilt zusätzlich aber auch immer das Veto der Quellen, genauer: das Veto der Sprache. Wenn ich Archäologe wäre,

müsste ich das anders begründen, aber dieses Veto ist mein Methodikum. Es gibt enorme Differenzen, die zum Vorschein kommen, wenn man sich vom Begriff der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, der Unfreiheit trennt und sagt, dass das regional jeweils etwas Anderes war. Es kommen ja außerdem immer auch noch andere Sprachen dazu: Italienisch, Englisch, Französisch, Nordisch etc. Ich hab das erlebt, dieses Babylon.

HGG: Man trennt sich also von diesen Begriffen und Fahnenwörtern, und was setzt man dagegen?

LK: Es gibt eine terminologische Lösung, und zwar ist das eine Bezeichnung, die in der damaligen *lingua franca* des Lateinischen durchgängig für Formen von Unfreiheit verwendet wird: die *servitus*. *Servitus* bezeichnet ursprünglich die römisch-rechtliche Beziehung zwischen Herr und Knecht. Meine Arbeit besteht derzeit darin, in jeder Teilepoche des Mittelalters die *servitus* zu untersuchen und dabei zu zeigen, inwiefern sie jeweils anders gelagert ist. Das Wort ist dasselbe, aber die sozialen Beziehungen darunter, mit denen die *servitus* jeweils bezeichnet wird oder eben nicht, sind immer andere.



HGG: Lassen sich die unterschiedlichen Ausformungen denn wirklich an verschiedenen Zeitabschnitten festmachen oder gab es nicht auch unterschiedliche Formen zu ein und derselben Zeit?

LK: Ja, natürlich. Ich bin der Meinung, dass man die intellektuelle Verantwortung im Fach nur dann voll erfüllt, wenn man die Vielfalt selber im Auge behält. Wenn es aber viele Gebrauchsformen gibt, dann ist es auch unsere Pflicht, diese Gebrauchsformen in ihrer Vielfalt gegeneinander abzuwägen und den Versuch zu unternehmen, die Vorherrschaft oder Dominanz (ich nenne das Hegemonie) einer bestimmten Gebrauchsform herauszufiltern. Das ist mein eigentliches Ziel und daran arbeite ich. Ob die *servitus* in einer Urkunde, einem Register, einem Brief, einem Traktat oder einer liturgischen Angelegenheit vorkommt, jedes Mal hat sie einen anderen Sinn, und dann gilt es, die Verteilung dieser Überlieferungsgattung im gesamtgesellschaftlichen Gefüge zu bestimmen und zu sagen: Das ist die wichtigste Aussage. Das ist eine Aussage, die eine größere Reichweite hat als eine andere. Es handelt sich also einerseits um eine Frage der Kontextualisierung, gleichzeitig aber um eine Frage der Verantwortung, die man, wenn man nicht agnostisch enden will, nicht vermeiden kann. Sonst muss man immer sagen: »Ja, weiß ich nicht.« Und das ist etwas, was die HistorikerIn ehrt, aber für mich nur unter dem Gesichtspunkt: »Weiß ich *noch* nicht« gilt. Wer abschließend sagt: »Weiß ich nicht«, der hat für mich sein Verantwortungsspiel verloren.

HGG: Aus Deiner Sicht lassen sich also über mikrosemantische Untersuchungen zur Oberbezeichnung *servitus* die Debatten zweier Wissenschaftscommunities, der Feudalismus- und der Sklavereiforschung, produktiv zusammenführen. Wie aber wählst Du aus der Überlieferung aus, welche Texte einer solchen, sehr aufwändigen semantischen Analyse unterzogen werden sollen?

LK: Darauf gibt es zwei Antworten: Erstens sind grundsätzlich die praxisnahen Gattungen die wichtigsten. Hier gelten für das Frühmittelalter, als der Verschriftungsgrad gesellschaftlicher Vorgänge noch geringer war, andere Gesetze als für das Spätmittelalter. Grundsätzlich aber gibt es drei Quellengattungen, die uns dicht an das Aushandeln heranbringen: gerichtliche Vorgänge, also Konflikte, in denen sich Personen einigen müssen, Beschreibungen von

Zuständen, also Register der verschiedensten Art, und Erzählungen, in denen Auffälligkeiten plötzlich auf den Begriff gebracht werden und Ereignisse aus dem Rahmen fallen. Die Suche in solchen Gattungen führt sodann dazu, und das ist mein zweiter Punkt, dass innerhalb der Aussagehorizonte der jeweiligen Gattung eine Wortgebrauchsstruktur sichtbar wird, die eine hierarchische Ordnung hat. Sagen wir beispielsweise, es geht um die Frage, ob jemand Frondienste verweigern darf oder nicht. Diese Frage kommt vor Gericht, und dann fallen die verschiedenen Wörter, ob er ein *Kolone* oder ein *servus* ist und ob er dies kann oder das. Und am Ende der Verhandlung kommt dann heraus, dass das »mehr« *servitus* als *libertas* sei. *Magis quam* heißt es dann dort einfach. Damit wissen wir nun erstens, dass diese Leute offensichtlich eine Vorstellung von *servitus* und *libertas* hatten, und zweitens wird dadurch die Komplexität offensichtlich. In dem Sprachkörper eines einzigen Dokuments, das im gesamten Vokabular voller sozialer Relationen ist, gibt es also für die Untersuchung der *servitus*, der *servi* oder der *mancipia* (oder, analog zum Lateinischen, des mittelhochdeutschen Vokabulars von *lude*, *eigenschap* oder *friheit*) Bedeutungshierachien zwischen zentralen und ergänzenden Beziehungen. Das ist meine Hypothese. Es geht demnach um die soziolinguistische Annahme, dass die Leute, die sprechen oder etwas überliefern, für jede Ausdruckssituation auf ein Gesamtwissen zurückgreifen, das ihnen verfügbar ist. Die Analyse dieser Verfügungstechnik verrät uns, was von dem, was die Leute tun, wichtiger und was unwichtiger ist, ohne dass sie das selber intendieren.

HGG: Ähnlich wie heute das Wort »Sklaverei« von unterschiedlichen SprecherInnen in Medien, Film oder Wissenschaft jeweils anders gebraucht wird, gab es also auch im Mittelalter viele Schattierungen und Graustufen in der Verwendung von *servitus*, sodass selbst der einzelne Richter oder Schreiber eines Dokuments keine eindeutige Vorstellung von dem Wort hatte?

LK: Das ist es, was ich mit dem *magis quam* bzw. mit dem Ineinandergreifen von Wörtern meine, die unter sich kaum vereinbar scheinen.

HGG: Deine These ist also, dass diese Begrifflichkeit im Mittelalter genauso unscharf war wie heute?

LK: Sie war unscharf, aber sie hatte eine andere Logik. Ich denke, dass unser Ausdrucksreservoir, die Sprachwerkzeuge, über die wir verfügen, viel stärker beeinflusst sind von Gleichheitsvorstellungen, von Gerechtigkeitsvorstellungen, von Tauschvorstellungen, überhaupt von Abstraktionen, als das bei mittelalterlichen Menschen der Fall war. Die Menschen damals waren gar nicht so nominal orientiert. Sie drückten ihre sozialen Beziehungen viel stärker in *nomina agentis*, also in Verben und in Sätzen aus. Anstatt etwa von Freiheit zu reden, sagen sie »weggehen« oder »etwas machen dürfen« oder Ähnliches. Sie hatten offenbar nicht den Abstraktionsdruck in ihren Köpfen. Das taten vielleicht ein paar Kleriker und geistige Heroen oder Moralisten, und die Herrscher natürlich, die ihre Intellektuellen zu artistischen Operationen zwangen. Im Frühmittelalter war es überhaupt keine moralische Frage, ob man frei oder unfrei war. Servilität war gang und gäbe, und es kam den Leuten, die servil waren, gar nicht in den Sinn, die Frage nach der naturrechtlichen Gleichheit zu stellen. Das kam erst ab dem 12. Jahrhundert auf, und an dieser Stelle wird auch die ziemlich massive Zweiteilung des Mittelalters offenbar, die auch für Eure Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Das, was Ihr hier zusammengetragen habt, hat – abgesehen von dem Beitrag von Undine Ott, der Verbindungen zur früheren Zeit herstellt – viel mehr mit der zweiten

Hälfte des Mittelalters zu tun. Unfreiheit und Versklavung wiesen im früheren Mittelalter einen geringeren Geldbezug auf, und die Freilassung bedeutet in dieser Zeit immer schlicht einen Herrenwechsel. Es wäre völliger Unfug, sich dort einen »freien« Bürger oder Menschen vorzustellen. Es gab nur einen anderen Herrn, vielleicht einen besseren, meist einen christlichen. Im späteren Mittelalter spielte der Geldbezug eine viel größere Rolle. Für unsere Frage ist aber ein anderer Prozess von enormer Tragweite noch viel wichtiger: Im 12. Jahrhundert fand eine Verschiebung der Abhängigkeitsverhältnisse von der immobilen zur mobilen Abhängigkeit statt, also von der Stabilität zur Mobilität. Ich will sagen: Was sich im früheren Mittelalter abspielte, war eine Form der Versesshaftung der Abhängigen, eine Ruralisierung, also eine Verbäuerlichung, auch wenn es keine Bauern waren, eine Verlandwirtschaftlichung der Gesellschaft. Mit der Verstädterung waren die Lebensgesetze der sesshaft gewordenen Bauern dann neu auf innere und äußere Mobilität angelegt. Die Herren reagierten darauf. Einer der wichtigsten Vorgänge war hier die Stadtflucht. Da entstand etwas, was die frühmittelalterliche *servitus* sprengte. Im Frühmittelalter waren es erborene *servi*, in der späteren Zeit waren sie nicht erboren, sondern kamen aus einem bestimmten Ort und gehörten zu einer bestimmten Herrschaft. Das ist etwas ganz Anderes. Sie verließen ihre Herrschaft und gingen auch wirklich. Diese Art des Weggangs führte zu einer Spaltung der Abhängigkeitsstruktur, der dinglichen und der persönlichen Abhängigkeit. Damit wurde eine enorme Dynamik freigesetzt, denn die ganze sogenannte Leibeigenschaftsdebatte ist eine »Eigenschafts«-Debatte. Was ist »eigen« und was wird dann »leibeigen«? Im früheren Mittelalter ist Eigenschaft etwas Ganzes; der *servus* gilt – das ist der Nachhall der Antike – als *caput*, das heißt immer noch als ein Stück Vieh. Im späteren Mittelalter wird die Eigenschaft gesplittet in die Real-Eigenschaft (das Zinsverhältnis etwa) und in die Personal-Eigenschaft, und deren Bezugspunkt ist die servile Person als Kompositum von *corpus* und *anima*, Leib und Seele. Aber: nur der Leib kann irdisch dominiert und gebunden werden. Für die Seele gelten andere Bedingungen, die hier ausgeklammert bleiben müssen, obwohl sie durchaus zur Sache insgesamt gehören. Die Verschiebung vom *caput* zum *corpus* könnte man als eine anthropologische Wende in der Geschichte der *servitus* verstehen.



HGG: Du hast jetzt den Einschnitt, den die im 12. Jahrhundert einsetzende Verstädterung mit sich bringt, sehr stark gemacht. Gibt es auf der Ebene des Servilitätsdiskurses nicht aber trotzdem ganz wichtige Kontinuitäten, die vom spätantiken Frühchristentum bis in die Zeit des Abolitionismus reichen? So zieht sich zum einen ein Rechtsgelehrtendiskurs zu der aristotelischen Grundsatzfrage durch die Jahrhunderte, ob es Menschen gibt, die von Natur aus Sklaven sind und damit zum Sklave-Sein und zum Dienen geboren werden. Diese Frage wird bis hin zu den Naturrechtsphilosophen des 17. Jahrhunderts und zur Debatte um die Indios im Kontext der europäischen Eroberungen in Amerika immer wieder neu verhandelt. Neben diesem Rechtsdiskurs gab es zum anderen einen theologischen Sklavereidiskurs, der stark metaphorisch aufgeladen war und sich ebenfalls durch die frühere und spätere Zeit zog. Seit dem Neuen Testament waren alle Menschen aufgrund ihrer Sündhaftigkeit Sklaven des Teufels. Durch die Taufe konnten sie aber zu Dienern Gottes werden und Jesus, dem ersten und obersten Diener des Höchsten, nachfolgen. Hier findet sich also eine positive Umkodierung der Servilitätssemantik. Diese beiden Diskurse, der rechtliche und der theologische, bilden während der gesamten Zeit den untergründigen Kontrapunkt zu unserer Thematik.

LK: Das stimmt. Wenn ihr mich jetzt aber fragen würdet, was Euer Heft für die Frage nach mittelalterlicher Sklaverei, Leibeigenschaft und Hörigkeit zu bieten hat, dann würde ich Folgendes sagen: Es ergibt sich hier ein frühneuzeitliches Bild der Sklaverei, das sich auf die

»einherrschaftlichen« Verhältnisse, ich will nicht sagen: reduziert, sondern *elaboriert*, und das nach Innen wie nach Außen. Vorher hatten wir »mehrherrschaftliche« Verhältnisse, in denen jeder Bauer der Möglichkeit nach drei oder vier Herren oder mehr hatte: einen Kirchenherrn, einen Grundherrn, einen Gerichtsherrn, einen Landesherrn, einen Marktherrn usw. Gleichzeitig war sein Land und das, was er besaß, entsprechend parzelliert und verrentet. Diese enorm pluralen Abschöpfungs- und Kontrollverhältnisse sind dafür verantwortlich, dass die Servilitätsdiskurse vage blieben und gleichzeitig von jedem benutzt werden konnten. Das heißt, der obrigkeitliche, der kirchenrechtliche, der rechtsgelehrte und der biblische Diskurs über Eigenschaft und Servilität tauchte überall immer wieder auf, weil man sich ständig untereinander darum stritt. Den Höhepunkt bildete dann der Bauernkrieg mit den großen Bauernaufständen an der Schwelle zur Neuzeit, in welchem sich diese Auseinandersetzung um die konkrete Abschöpfungspraxis und deren römisch-rechtlicher und biblischer Begründung dessen, wer hier »eigen« ist, zuspitzt. Danach dünnt sich dieses mehrherrenschaftliche Durcheinander, dieses strukturierte Chaos des Mittelalters, im Ausscheidungsprozess der Territorialherren allmählich aus und die grundsätzliche Frage nach Befreiung und Freiheit wird im Übergang zur Moderne erstmals möglich. An die Stelle der parzellierten Rente tritt im Laufe des Mittelalters die am Geldwert orientierte Rendite, auf die es bei der Verknechtung eines Menschen in der späteren Zeit ankommt. Von der mehrherrschaftlichen *servitus* zur einherrschaftlichen Sklaverei, und von der Rente zur Rendite, das ist mein Fazit. Insofern stellt Euer Heft für ForscherInnen, die diesen Fragen in Bezug auf andere Zeiten und Regionen nachgehen wollen, eine wunderbare Befragungsfolie dar.